

Johannes Zündel, Lehrer der alten Sprachen an der Realschule in Bern

Autor(en): **Greyerz, O. von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Taschenbuch**

Band (Jahr): **21 (1872)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-123359>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Johannes Bündel,

Lehrer der alten Sprachen an der Realschule
in Bern.

Von

D. v. Greherz, Pfarrer in Bern.

Am 9. Juni 1871 starb zu Bern ein Mann, der, obwohl kein Berner von Geburt, es doch verdient, daß seiner im Leserkreise des Berner Taschenbuchs gedacht werde. Durch seinen langjährigen Aufenthalt, sowie durch seine Lehrthätigkeit in Bern gehört er uns Bernern, durch den Namen, den er sich als Gelehrter erworben hat, den weitesten Kreisen der Gesellschaft an. Dieser Mann, den Alle, die mit ihm verkehrten, seines Verstandes und Wises, seiner Kenntnisse und seiner Geradheit und Menschenfreundlichkeit wegen zu schätzen mußten, ist der namentlich in Lausanne und Bern wohlbekannte Professor Bündel.

Johannes Bündel wurde am 30. August 1813 in Schaffhausen geboren. Er war der Sohn des Banquiers Johann Conrad Bündel und der Frau Julie, geb. Stockar, und stammte aus einer patrizischen Schaffhauser-Familie, die sich stetsfort einen geistigen patriarchalischen Charakter bewahrte. Jahrhunderte lang waren die Vorfäter Bündels in der Regel Zunftmeister und Mitglieder des Kleinen Rathes. Bündels

Vater war bis 1831 Stadtgerichtspräsident, dann Stadtrathspräsident. Derselbe wollte ursprünglich Theologie studiren, mußte aber, da sein einziger Bruder irrsinnig wurde, das Handlungshaus Zündel u. Comp. in Schaffhausen übernehmen, das die Familie seit etwa 200 Jahren führte. Er etablierte sich später als Banquier in Schaffhausen. Er war belesen, witzig, phantasie reich, unpraktisch, voll innerer Widersprüche, ein heftiger Mann. Als er 28 Jahre alt war, übten Spleiß und Frau v. Krüdener einen erweckenden Einfluß auf ihn aus, und von da an war er ein selbstbewußter bibelgläubiger Christ, beherrscht von einem großartigen Gottesglauben, den er, obwohl seine stürmische Natur nie ganz dadurch gebändigt war, im Ganzen immer festhielt. In seinem Wappen führte er die Worte aus Ps. 84: Jehova scutum nobis (Jehovah ist unser Schild). Als er 1853 heftig delirirend auf dem Sterbette lag, wurde Antistes Spleiß, sein Freund, gebeten, ihn zu besuchen, obwohl er leider nicht mehr bei Sinnen sei. „Was“, rief Spleiß, „nicht mehr bei Sinnen? Ein einziges Wort, und er wird mich erkennen.“ Als Spleiß kam, war der Sterbende mitten im Phantasiren. Da stellte sich Jener unten an's Bett und rief: „Zündel! Scutum Jehovæ!“ Und freudig reichte der Todtfranke ihm beide Hände und rief: „Jo, Spleiß, Scutum Jehovæ!“ —

Zündels Mutter war eine prosaische, nüchterne Natur. Während ihr Mann ihr aus Chateaubriand oder Pascal vorlas, konnte sie ihn um Haushaltungsgeld bitten. Sie mußte sich in Manches schicken lernen, war aber eine unendlich liebevolle Natur und voll Hingebung für ihre Kinder.

Von Kind auf talentvoll und lebhaft, verstand es sich bald von selbst, daß Johannes studiren solle. Keinem seiner eilf lebendigen Kinder wollte der Vater dies verwehren, zumal es ihm selber verwehrt worden war. Ein Stubenhocker war

aber Johannes Zündel nicht, sondern ein kräftiger, munterer Junge, der sich gerne badend und schiffend im Rhein tummelte und einmal auch einem Knaben, der dem Ertrinken nahe war, das Leben rettete. Er hatte eine frohe Knabenzeit. Als Sohn einer bemittelten Familie hatte er nicht mit dem Mangel zu kämpfen und konnte durch Einladungen ärmeren Mitschülern manche Freude machen, was er denn auch redlich that. Schon frühe war er sehr lebhaft und witzig. Das Lernen ging ihm leicht. In der Schule war er meist der Zweite, eine Zeitlang der Erste im Rang. Von den Lehrfächern zog ihn die Physik ganz besonders an. Mit einem seiner Freunde machte er öfters im Hofe des elterlichen Hauses physikalische Experimente, die jedoch mehrmals mißlangen. Was seine Lehrer betrifft, so schöpfte er am meisten Gewinn aus der beispiellosen Pünktlichkeit des Professors Ott, dem kursorischen Lesen des Griechischen bei Conrector Hurter, und der geistvollen, bisweilen pedantischen Darstellung der deutschen Sprache und Literatur bei Professor Gözinger. Von dem freien kritischen Geist und der Darstellungsgabe, welche Zündel schon als 17jähriger Jüngling besaß, gibt ein von ihm 1830 für die Schule geschriebener Aufsatz Zeugniß, dessen Mittheilung ich der Güte des Hrn. Pfarrer Beck in Lohn verdanke. Derselbe enthält einen „Versuch einer Vergleichung zwischen Bürger und Schiller als Balladendichter“ und macht dem Lehrer wie dem Schüler, besonders letzterem, große Ehre. Dieser 20 Seiten haltende, sehr gut geschriebene Aufsatz bespricht nämlich in schulgerechter Eintheilung 1) die Wahl des Stoffes, 2) die Anordnung, 3) die Sprache beider Dichter. Ganz richtig hebt er die Lieblingsidee derselben hervor; bei Bürger findet er sie darin, daß er es liebt, den gemeinen Mann zu verherrlichen und den Adel herabzusetzen; bei Schiller dagegen darin, daß er im Leben das Walten einer höhern

Macht nachweist, welche das Gute belohnt und das Böse bestraft. Er betont, daß Bürger mehr die Leidenschaft schildert und meist passendere Stoffe wählt, während Schiller sich durch kluge Wahl der Darstellung und geschickte Anordnung auszeichnet, und kommt dann endlich zu dem berechtigten Urtheil, daß Bürger als Dichter und Künstler noch lange unerreicht bleibe, während Schiller durch die edlen Gesinnungen, die sich in seinen Gedichten aussprechen, bei der Nachwelt ewig glänzen wird. Während Bürgers Glanz unser Auge für seine Fehler blendet und uns zur Bewunderung auffordert, gewinnt Schillers Reinheit ihm unsere beständige Liebe.

Im Jahr 1830 trat Zündel in's Collegium humanitatis in Schaffhausen, wo er drei oder vier Jahre blieb. Hier waren der obenerwähnte Antistes Spleiß sowie Dekan Kirchhofer seine Lehrer. Spleiß wirkte als Lehrer der Mathematik und Physik sehr anregend auf ihn. In seinem Unterricht kamen die tiefsten religiösen Wahrheiten vor. Er war ein kenntnißreicher, sehr origineller Mann, voll Begeisterung für jede höhere Wahrheit, hochgebildet und voll sprudelnder Lebendigkeit. Im Unterricht blieb er nicht auf dem Katheder sitzen, sondern rückte seinen Schülern buchstäblich auf den Leib, packte sie in seiner Freude, das eigene Feuer auch auf Andere zu übertragen, an den Armen, klopfte ihnen auf die Schultern und schaute ihnen mit Ernst und Liebe in's Auge hinein, so daß er Alle zur Theilnahme zwang, und Keiner davon ging, ohne wenigstens den Eindruck empfangen zu haben, daß dieser Mann für das, was er lehrte, liebte und lebte. (Vergl. Stofar, David Spleiß, Basel 1858 S. 175 ff.). Da Spleiß der beste Freund von Zündels Vater war, so mag er wohl auch das Seinige dazu beigetragen haben, um Zündel für die Theologie zu bestimmen. Indessen beruhte der Entschluß, sich dem geistlichen Amt zu widmen, jedenfalls auf dem eigenen

Wunsch und der freien Wahl Zündels. Der Aufenthalt im Collegium humanitatis war für ihn eine sehr schöne Studienzeit. Er wohnte auf dem seinem Großvater gehörenden schönen Landgut „zur Sommerlust“. Dazu trat er in den Hofingerverein ein und wurde dessen eifriges Mitglied. Im Gymnasium gehörte er zu den fähigsten Schülern, und rivalisirte die ganze Zeit über mit seinem Freunde Beck. Was diese und andere sinn- und geistesverwandte Jünglinge Schaffhausen Bestes verdankten, gehörte dieser Zeit an, in welcher die strebsamen jungen Leute sich zu freien Kränzchen verbanden, wo die Freundschaft wie die Wissenschaft Nahrung und freie Bewegung fand.

Nach wohlbestandenem Maturitätsexamen ging Zündel, 21 Jahre alt, im Jahr 1834 auf die Universität Erlangen ab. Hier war mit Ausnahme eines Collegiums über Jesaja, das er bei Drechsler hörte, Harleß, der jetzt vielgenannte und eben so sehr angefochtene als anfechtende Präsident des Oberkonsistoriums in München, sein einziger theologischer Lehrer. Bei diesem damals neu auftretenden, äußerst anregenden Dozenten hörte er theologische Encyclopädie und Methodologie, sowie mehrere exegetische Collegien. Er trat sogar in ein näheres Verhältniß mit ihm und machte im Sommer 1835 eine große Reise nach Hamburg u. mit ihm. Seine beste Zeit und Kraft widmete er aber dem philologischen Seminar, welches der rühmlich bekannte Ludw. Döderlein leitete. Eine Preisaufgabe, nämlich einen lateinischen Commentar zum letzten Buche der Ilias, bearbeitete er mit solchem Eifer, daß er sogar auf einem Ausflug, den er mit Freunden nach Fürth machte, seinen Homer mit sich führte und zum nicht geringen Verdruß seiner Begleiter im Marschiren beständig darin las. Dafür hatte er freilich die Genugthuung, daß er den Preis gewann. Auch den gelehrten

und geistvollen, literarisch jedoch unbekannt gebliebenen Philologen Kopp, einen Freund Rückerts, benutzte er für seine Studien, und hörte mit Rud. von Raumer ein Privatissimum bei ihm. Daneben hörte er bei Carl von Raumer allgemeine Naturgeschichte und Mineralogie.

Der Freundeskreis, in welchem sich Bündel in Erlangen bewegte, war nicht klein. Ueberall mußte er die Herzen zu gewinnen. Gemeinsame Studien verbanden ihn vor Allem mit Rud. v. Raumer, dem jetzt zu den bedeutendsten Philologen zählenden Erlanger Professor, dessen Bekanntschaft er schon in Schaffhausen gemacht hatte; ferner mit Adolf Köster aus Frankfurt a. M. (starb um 1861 als reformirter Pfarrer in Erlangen), einer scharf und derb reflectirenden, Alles sogleich in's Reine bringenden Natur. In Erlangen schloß er auch Freundschaft mit Immanuel Stockmeyer, dem jetzigen Antistes von Basel. Mit Stockmeyer und Köster machte er in den Osterferien eine Reise nach München, wo er nicht bloß die dortigen Kunstschätze, sondern auch die Künstler Schnorr und Olivier, den Dichter Heinrich Buchta und Hofrath Friedrich Thiersch kennen lernte. Die genannten Studenten hatten aber auch ältere Freunde, an die sie sich angeschlossen und mit denen sie eigentliche noctes atticæ zusammenführten. Sie lasen bald Hamann, bald Tieck, bald Arnim, vorzüglich aber Shakespear, und ein Glas Wein oder Punsch hielt sie oft bis gegen Morgen vereint. Zu diesem Kreise gehörte von Hoffmann, damals Professor am Gymnasium in Erlangen, von Schmid, jetzt Professor der Kirchengeschichte, und Carl Heyder, Professor der Philosophie, beide in Erlangen, und der bekannte Jurist Adolf von Scheurl. Jeden Samstag Nachmittag machten die Studenten, meist Theologen von der Harleß'schen Richtung, einen gemeinsamen Spaziergang, wobei meist auch etwas gelesen wurde. Abends ver-

einigte sie ein Kränzchen bei Harleß, wobei Jeder, was ihm gerade wichtig war, zur Sprache bringen konnte, oder Harleß selbst machte allerlei Mittheilungen. — Von den gesellschaftlichen Kreisen, in denen sich Bündel außerdem in Erlangen bewegte, war ohne Zweifel der wichtigste das Carl von Raumer'sche Haus. In demselben ging er seiner Zeit täglich ein und aus. Er genoß daselbst nicht nur den unschätzbaren Umgang mit dem Raumer'schen Ehepaar, sondern er lernte auch viele namhafte Persönlichkeiten kennen, die auf der Durchreise dort zu Gäste waren.

Bündel war in jenen Jahren eigentlich eine brillante Erscheinung. Jung, schön, geistreich, witzig, war er der allgemein Gefeierte, dem Alles glückte, was er in die Hand nahm. Einer seiner Freunde sah sich deshalb bewogen, eine Parodie der Schiller'schen Ballade auf ihn zu verfassen, „Der neue Polykrates“, die damit endigte, daß sich der Freund, entsetzt über sein unheimlich allseitiges Glück, von ihm weg nach Berlin flüchtete. Wer Bündel damals sah, mußte sich der Erwartung hingeben, daß ihm, welchem Gebiete er sich zuwenden möge, der epochemachende Erfolg nicht fehlen, er selbst aber zweifelsohne zu einer glänzenden äußern Stellung sich emporheben werde. Doch sollte es anders kommen, als die Menschen dachten.

Von Erlangen begab sich Bündel nach Halle. Hier zog ihn die Theologie jedoch noch weniger an als in Erlangen. Besonders eine Scene mit Professor Tholuck, die ihm in schmerzlicher Erinnerung blieb, scheint hierzu das Ihrige beigetragen zu haben. Von Zweifeln über die Trinitatslehre geplagt, erbat sich nämlich Bündel eine Zusammenkunft mit dem berühmten Theologen. Dieser aber, der sich nicht eben in einer theologischen Stimmung befand, wollte Anfangs den Studenten kurz abfertigen, als Bündel alles Ernstes weitere

Aufklärungen verlangte. Nun machte ihn Tholuck zur Erklärung des Begriffs persona für die Hypostasen der Trinität auf die Etymologie des Wortes aufmerksam. Wie nämlich die Maske des Schauspielers zur Verstärkung der Stimme diente (personare), so möge dieser Ausdruck gewählt worden sein, um die Modalität zu bezeichnen, in der der an sich unerkennbare Gott sich durch ein Medium hindurch als Vater, Sohn und Geist offenbare. Der Umstand, daß Tholuck diese Demonstration mit leichtbegreiflichem Vorhalten der Hand vor's Gesicht begleitete, vielleicht auch der ironische Ton, mit welchem Tholuck seiner Deduction die Bemerkung beifügte: „das kann ein Schweizer nicht verstehen“, scheint unsern Bündel — ob mit Recht oder Unrecht, mag dahingestellt bleiben — so empfindlich berührt zu haben, daß er sich von da an der positiven Theologie, in der er nur eine übelbestellte fromme Theologie sah, immer mehr entfremden zu müssen glaubte. — Lebhaft dagegen fühlte er sich in Halle von den Philosophen und Historikern angezogen, und mit Männern, wie Raumer und Steffens, verkehrte er weitaus am liebsten.

Sein letztes Semester brachte Bündel in Berlin zu. Leider war Schleiermacher, der sicherlich bei Bündel gut gemacht haben würde, was Tholuck bei ihm verdorben hatte, nicht mehr unter den Lebenden. Welche Theologen Bündel damals frequentirte, wissen wir nicht, da uns die nähern Berichte über seinen Berliner Aufenthalt fehlen. Nur das steht fest, daß er auch in Berlin sich in den höheren gesellschaftlichen Kreisen bewegte und Winterfeld und de la Motte Fouqué*) kennen lernte.

*) De la Motte Fouqué schrieb ihm in Berlin in sein Album:

„Bleib rein, du frisch mannkräftig Kind,
Bleib rein, wie deines Gleichen sind.“

Im Jahr 1836 kehrte Zündel nach Schaffhausen zurück und bestand daselbst sein theologisches Examen in durchaus rühmlicher Weise. Seine Examenpredigt hielt er am 16. Juni 1836 über 1. Joh. 4, 9, wo er sehr schön, aber für den gemeinen Mann schwer verständlich, zu zeigen suchte, wie durch die Sendung des Sohnes Gottes in die Welt einerseits die schon vorhandene und bekannte Wahrheit viel heller dargestellt, andererseits aber wesentlich neue Stücke der Wahrheit bekannt geworden seien. Im Examen glänzte er durch sein bedeutendes Wissen und geistreiches Wesen*). Die Examenpredigt war damals in Schaffhausen ein Ereigniß. Die Kapelle war voll Zuhörer. Nach der Predigt, wo der Candidat auf dem Rathhause vom Kirchenrath die potestas sacra administrandi erhielt, kamen die Verwandten und Freunde in's Haus, um zu gratuliren, schickten werthvolle Geschenke, und am Abend versammelte der glückliche Candidat seine Verwandte und Freunde zum festlichen Mahle. So war es damals auch bei Zündel.

Sein erstes und einziges Vikariat in Winterthur bezog Zündel im Jahr 1837. Gleichzeitig ertheilte er an dortigen Gymnasium Unterricht in der Chemie und Mineralogie, die er mit Vorliebe trieb. Allein seines Bleibens war nicht lange. Er durchlebte in Winterthur eine Krisis, welche auf sein ganzes ferneres Denken und Leben den maßgebendsten Einfluß übte. Da er sich nämlich weder mit der Trinitäts- noch mit der Inspirationslehre zurechtzufinden mußte, so sah er bald zwischen seinem Glauben und demjenigen der Gemeinde eine Kluft befestigt, die er mit seiner angeborenen Gewissen-

* Als gegen alle Regeln der Katechese im Examen gefragt wurde: „Was ist dem Geistlichen die Welt?“ (wobei der Professor die Antwort „gekreuzigt“ erwartete) antwortete Zündel nach kurzem Besinnen: „Der Acker“.

haftigkeit *) nicht zu überbrücken sich für berechtigt hielt. Dazu kam einerseits, daß er, wenn er auch mit seiner Predigt bisweilen Anklang fand, doch dem Volke zu fern stand, um ein populärer Prediger zu werden, anderseits, daß die Unredlichkeit und aufgeblasene Zuversicht, die er in seiner damaligen Umgebung fand, ihn anwiderte und ihm unleidlich wurde. So kam es, daß er sich rasch entschloß, den Dienst der Kirche zu verlassen, um sich in denjenigen der Schule zu begeben.

Nachdem er, um seinem Vater nicht zur Last zu fallen, etwas Geld verdient hatte, gab er sein Vikariat auf, und bewarb sich um eine an der Kantonschule in Narau vakant gewordene Lehrstelle. Da sie ihm nicht zu Theil wurde, entschloß er sich, in der französischen Schweiz sein Heil zu suchen und begab sich nach Lausanne.

Hier lebte er Anfangs in völliger Zurückgezogenheit so demokratisch wie möglich. Er trug Lederhosen wie ein Handwerker, wohnte in einem ganz einfachen Parterre und aß mit ouvriers am gleichen Tisch. Einzig darauf bedacht, sich die Kenntniß der französischen Sprache gehörig anzueignen, versprach er jedem der mit ihm zu Tische sitzenden Arbeiter einen Bazen, der ihm einen Fehler im Französischsprechen nachweisen würde. Gleichzeitig ertheilte er Privatunterricht im Hause eines Herrn Carrard. Bald darauf konkurirte er um eine Lehrstelle in Vivis. Das aufgegebene Thema löste er anstatt französisch (oder lateinisch?) in griechischen Jamben. Ein Mitbewerber, der auf einem Balle oder sonstwo mit ihm zusammentraf und ihn nicht kannte, sondern für einen Welschen hielt, klagte ihm seine Noth. Er sei arm, und bedürfe die Stelle. Aber

*) Aus Gewissensnoth kam er eines Sonntags Morgens früh zu einem benachbarten Dorfgeistlichen mit der Bitte, heute Morgen für ihn zu predigen.

da sei ein Allemand im Examen gewesen, der wisse Alles, und bekomme sicherlich die Stelle. Zündel, der diesen Allemand genau kannte, zog seine Anmeldung sofort zurück und der arme Schlucker wurde glücklich in's Amt promovirt.

Nur seinem Vater zuliebe unterzog sich Zündel um diese Zeit auch einer Probelection in deutscher Sprache und Literatur, als eine betreffende Stelle in Schaffhausen frei wurde. Allein Zündel und seine Brüder hatten in ihrer Vaterstadt kein Glück. Unter dem boshaften Compliment, sie hätten zuviel Talent für Schaffhausen, erfuhren sie manche schmerzliche Zurücksetzung, während ihre Altersgenossen ihnen den Rang abliefen.

Im Jahr 1838 endlich glückte es ihm. Er wurde Professor der griechischen Sprache und Literatur an der Akademie in Lausanne. Sein Examen bestand er glänzend, indem er eine Dissertation schrieb: *De la tragédie grecque comparée à la tragédie française classique* (Lausanne 1838). Bei Anlaß der Installation hielt er eine Rede: *Sur le culte de la beauté de la nation grecque* (Lausanne 1842). Beide Reden sind in gutem Französisch, voll geistreicher aperçus, von Anfang bis zu Ende interessant geschrieben. Die Akademie in Lausanne stand damals in höchster Blüthe. Vinet, Monnard, Secretan, Mitjewitz, Herzog, später auch Melegari, wirkten als Lehrer an derselben. Zündel, obschon der Jüngste von Allen, war allgemein beliebt, und machte seinem Posten Ehre. In seinem Eifer ging er freilich bisweilen zu weit, indem er seinen Schülern zu viel zumuthete. Die Studenten spotteten über die Körbe voll Bücher, die er behufs Nachweisung von Citaten oft in's Colleg mitbrachte. Einmal erläuterte er seinen Vortrag über Mythologie durch Vorweisen entsprechender Götterbilder. Ein Student bemerkte spitzig: *Il parait, que vous vous êtes trompé des*

figures! — „Vous voulez dire, des étudiants!“ war Bündels Antwort. Und nun war das Erröthen auf anderer Seite. — Bündel entwickelte eine eminente Thätigkeit, sowohl in wissenschaftlicher als in sozialer Beziehung. Dabei fand er noch Zeit, für seine Schwester in Schaffhausen eine Leihbibliothek ausgewählter französischer Classiker anzulegen, die s. Z. in Schaffhausen sehr frequentirt war. Seine Ferien benutzte er zu Reisen nach Rom, Paris und Großbritannien. Nach Rom reiste er mit Zumpt und Welker und lernte unterwegs italienisch, in Paris benutzte er mit eisernem Fleiße die Bibliotheken, in England lernte er Bunsen kennen, und durch willkommene Vermittlung gelangte er in die vornehmen Kreise der ganzen Gentry Englands und Schottlands, wo er, der englischen Sprache vollkommen mächtig, einen Edelsitz nach dem andern besuchte.

Als die Verfolgung der s. g. Momiers in Laujanne ausbrach, wurde Bündel, ohne zu ihnen zu gehören oder mit ihnen zu sympathisiren, dennoch in die bekannte affaire de l'oratoire de Mauborget du 30 Novembre 1845 verwickelt. Sein Verbrechen bestand in Folgendem: Ein Student hatte ihn benachrichtigt, daß eine Bande das Oratoire angreifen werde, die Behörde sei davon benachrichtigt, und die Unterstützung des Publikums sei ihr zugesagt. Da Bündel dieses Gerücht später durch den Generalprocurator Guisan bestätigen hörte, ging er auf die Brücke spazieren und postirte sich in der Nähe der Polizeisoldaten. Eine singende Bande Plebs langte an. Auf den Befehl der Polizeisoldaten zog sich Bündel zurück. Die Bande schrie „A bas les momiers!“ und wollte in's Oratorium eindringen. Darob gerieth sie mit den Polizisten in's Handgemenge. Da der Letzteren nur vier an der Zahl waren, eilte der mit einem Stock bewaffnete Bündel zu ihrer Unterstützung herbei. Die Angreifer schriegen: „Das Haus ist

frei, wir wollen hinein?" Hierauf bildete das Publikum eine Kette, um die aus dem Oratorium Kommenden zu beschützen. Stockschläge fielen. Zündel erhielt welche und gab welche zurück. Als er sah, daß Herr Heinrich Euler im Gedränge mit einem Mordinstrument verwundet wurde, eilte er ihm sofort zu Hülfe, und gab dem Angreifer etliche Stockschläge. Der Stock wurde ihm entrissen und zerbrochen. Ein Mann gab ihm ein Stück desselben mit der naiven Bemerkung zurück: Il ne faut pas frapper si fort, Monsieur! Das war Alles. Diese ehrenhafte Vertheidigung Wehrloser brachte Zündel mit Ehrenmännern wie Binet u. A. in's Gefängniß und vor die Assisen. Wie hoch die Strassumme, die ihn traf, sich belief, hat er niemals erfahren. Ehe er von seiner Verurtheilung wußte, war sie für ihn bezahlt worden. Sie belief sich auf mehrere tausend Franken, und wurde durch eine freiwillige Subscription, wenn wir nicht irren, von Seiten der Damen von Lausanne, vollkommen gedeckt.

- Der wirksamen Thätigkeit Zündels in Lausanne machte die Revolution von 1846 ein schnelles Ende. Die neue Regierung des Cantons Waadt forderte sämtliche Professoren auf, eine Erklärung zu unterschreiben, welche eine unbedingte Anerkennung des neuen Regime enthielt. Wer die Unterschrift verweigerte, wurde abgesetzt. Seiner politischen Ueberzeugung treu, konnte sich Zündel diesen Zwang nicht gefallen lassen. Er verweigerte die Unterschrift des Reverses und verlor in Folge dessen seine Stelle.

1847 begab sich Zündel nach Genf und hielt daselbst Vorlesungen über deutsche Literatur, die sehr besucht waren. Zugleich war er Präzeptor des etwas spielsüchtigen Neffen eines Erzbischofs aus der höchsten Gentry Englands, Namens Monk, der später die diplomatische Laufbahn betrat und Gesandtschafts-Attaché in Constantinopel wurde.

Im Revolutionsjahr 1848 wurde Bündel Lehrer der lateinischen und griechischen Sprache an der Realschule in Bern. In dieser Stellung verblieb er bis zu seinem Tode. Da er bisher meist mit erwachsenen Leuten zu thun gehabt hatte, so war es keine leichte Aufgabe für ihn, Knaben von 13—15 Jahren zu unterrichten und dabei unablässig das Ziel zu verfolgen, die jungen Leute à tout prix in's obere Gymnasium zu bringen, wo man die Realschule nicht eben gnädig anzusehen gewohnt war. Ueberhaupt war die Schulstube nicht der für ihn passende Wirkungskreis. Sein Element war nicht das Eintrichtern der Grammatik, nicht die trockenen Veseübungen und Uebersetzungen, sondern das geistige Erfassen der Autoren, die geistreiche Combination ihrer Aussagen mit den Resultaten der übrigen Wissenschaften. Daher vermochte er auch nicht alle seine Schüler, sondern nur die begabtern, intelligentern zu fesseln. Bündel war nicht zum Schullehrer, sondern zum Dozenten geschaffen. Das fühlte er selbst am besten, es zog ihn mit Macht zum Katheder. Daher bewarb er sich um die *licentia concionandi* an der Berner Hochschule in der Hoffnung, durch rein wissenschaftliche Vorlesungen eine gewünschte Ergänzung zu seinem Schulamt zu finden. Allein sein Gesuch wurde von der Erziehungsdirection wegen seiner Antecedentien in Lausanne abschlägig beschieden, ein Beschluß, der in jeder Beziehung zu bedauern war. Denn welche geistvolle Kraft entzog die Regierung dadurch der Universität, und wie unschädlich wären Bündels politische Ansichten der Philologie gewesen! Es war ein eigentlicher Verlust für die Berner Hochschule. Möchte doch in Zukunft niemals der politische Standpunkt, sondern immer nur die wissenschaftliche Tüchtigkeit das Motiv zur Anstellung eines Dozenten sein! —

Am 30. Juni 1853 verheirathete sich Zündel mit Fräulein Maria Amalie Pauline v. Beyer aus Schaffhausen, der Tochter des Bürgermeisters Johann Conrad v. Beyer. Er lebte 18 Jahre mit ihr in glücklicher Ehe. Doch blieb die Tochter, die ihm 1855 geboren wurde, das einzige Kind derselben.

Schon vor seiner Verheirathung hatte Zündel angefangen, den Radikalismus, dessen Schattenseiten er aus eigener Erfahrung zur Genüge kennen gelernt hatte, in deutschen Zeitungen zu bekämpfen. Namentlich war er längere Zeit ständiger Correspondent der Neuen Preussischen Zeitung. So sehr diese Thatsache zu seiner Verurtheilung bei allen in der Woll gefärbten Radikalen genügte, so ist doch nicht zu übersehen, daß mit seinem politischen Conservativismus eine aufrichtige Vaterlandsliebe Hand in Hand ging, die er niemals verleugnete. Als er mit dem Gedanken umging, seinen Herd in Berlin zu gründen und er um's Jahr 1853 daselbst eine Stelle suchte, machten es ihm seine politischen Correspondenzen leicht, mit Minister Manteuffel persönlich zu verkehren. Als aber König Friedrich Wilhelm IV. ihn ebenfalls zu sprechen wünschte, wich er der Audienz aus. Er sah den Neuenburger Putsch voraus, und fürchtete, durch den Ausdruck seiner persönlichen Ansichten die Schweiz in Preußen zu compromittiren. Auch später lehnte er alle preussischen Anerbietungen ab, da sie ihm mit seiner Schweizerehre unverträglich erschienen. Als endlich die politischen Verhältnisse immer kritischer wurden, verzichtete er aus freien Stücken auf die Fortsetzung seiner Correspondenzen und lebte von da an ausschließlich den Seinigen und der Wissenschaft.

Der Gegenstand seiner Privatstudien war vor Allem die klassische Philologie. Durch mehrere kleine Aufsätze hat er sowohl seine große Belesenheit als seine feine Combinations-

gabe auf diesem Gebiete bewiesen. So verbreitete er im Jahr 1865 neues Licht durch seine Arbeit „Decimus Brutus und die Camilli von Aventicum“, in welcher er mit vielem Scharfsinn nachwies, daß der Mörder des Decimus Brutus in Aventicum gelebt habe. Seine Lieblingswissenschaft war indessen das Studium Aegyptens und seiner Hieroglyphen. Als um die Mitte der 40er Jahre Bunsens „Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte“ und die ersten Publikationen von Lepsius (Auswahl ägyptischer Urkunden und das s. g. Todtenbuch) erschienen, wurde Zündels Aufmerksamkeit ebenfalls auf Aegypten hingelenkt. Von seinem Wegweiser Bunsen sagte er: „Bunsen nimmt uns gleichsam bei der Hand und führt uns in Aegypten ein.“ Es war namentlich der Text des Todtenbuches, dessen Verständniß Zündel mit allen Mitteln anstrebte, denn darin fand er den Schlüssel zur ganzen ägyptischen Mythologie und Theologie. Durch seine Divinations- und Combinationsgabe brachte er es im Verlauf von zwei Decennien dahin, einen großen Theil des Inhalts des Todtenbuches zu verstehen. In diesem Verständniß hielt er Schritt mit den namhaftesten Forschern auf diesem Gebiete, auf einzelnen Punkten war er ihnen voraus. Er publizierte im Lauf der Zeiten eine Menge von Kritiken, namentlich in den Heidelberger Jahrbüchern der Literatur 1861—1870. Ferner schrieb er selbständige Aufsätze in die Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande, dessen ordentliches Mitglied er war, und in's Rheinische Museum. Seiner Monographie über Ammon-Ra¹⁾ wurde von dem berühmten Aegyptologen Samuel Birch große Anerkennung gezollt, und ein anderer gelehrter Aegyptologe, Stadtrath Scheuchzer in Oberstraß,

¹⁾ Le grand-prêtre d'Ammon-Ra. Notice historique sur un sarcophage égyptien du Musée de Neuchâtel. Musée Neuchâtelois T. II, 1865.

bei Zürich (dem wir die meisten Notizen über Zündel's ägyptologische Studien verdanken), nennt Zündel's Uebersetzungen aus dem Todtenbuch und anderer Sepulcralien „ein köstliches Vermächtniß, den Leistungen eines de Rouge und Chabas wohl an die Seite zu stellen“.

Obwohl Zündel die ägyptische und die koptische Sprache gründlich verstand, so war doch eine ausgebreitete Kenntniß der orientalischen Sprachen überhaupt nicht eigentlich seine Sache. „Seine Stärke, sagt Herr Stadtrath Scheuchzer, lag auf einer ganz anderen Seite. Seine eigentliche Heimath blieb auch, nachdem er sich im Nilland angesiedelt, doch der klassische Boden von Hellas. Er äußerte sich einmal, wenn er sich um eine Professur bewerben wollte, so würde er die griechische Fahne aufstecken, dabei indeß den Leuten sagen, er führe neben dem Griechischen noch einen Modeartikel bei sich: das Aegyptische, wo er ziemlich Bescheid wisse. Er hat die Brücke von Hellas nach Aegypten hinübergeschlagen, und ist so guten Theils Vermittler zwischen der klassischen Philologie und dem Nilland geworden.“

Seine Monographie über Aesop¹⁾, in welcher er nachzuweisen suchte, daß der Fabeldichter Aesop ein Aethiopier war, ist seine erste Schrift, in welcher diese seine eigentliche Richtung deutlich zu Tage trat. Er hat die Verwandtschaft von ägyptischen und griechischen Gottheiten nachgewiesen, so namentlich die Verwandtschaft zwischen der argivischen Juno *Βοωνίς* und der ägyptischen Sethor (in einem nicht gedruckten Aufsatz). Den Mythos von einer Naturgöttin, welche von einem Drachen

¹⁾ Esope était-il Juif ou Egyptien? Paris, librairie académique, 1861. Beiläufig beklagte sich Zündel wiederholt darüber, daß er arg bestohlen worden sei, denn ein Quidam sei mit seinem Aesop in Brüssel Professor geworden.

verfolgt, sich in's Wasser stürzt, und ein Kind gebiert, glaubte er von Delphi bis an den Euphrat auf verschiedenen Punkten nachweisen zu können. Die Seegöttin der Ioner glaubte er in einer Göttin der Chittier (Buto), sowie in der Haneba der Hieroglyphen wiederzufinden, die Astarte verfolgte er von Kanaan über die griechischen Inseln bis in den Westen. Auch befaßte er sich (ebenfalls in einem nicht gedruckten Aufsatz) mit der Vorstellung der Seelenwaage, die er bei den alten Aegyptern*) wie bei den Griechen, im Koran, wie in der Bibel (die Waage des Erzengels Michael) nachgewiesen hat.

Daß Bündel in seiner Lieblingswissenschaft gründlich bewandert war, bewies er nicht bloß in seinen Monographien und Rezensionen, sondern auch im Lehrerkränzchen, zu dessen hervorragendsten und thätigsten Mitgliedern er gehörte. So oft man um eines Vortrages willen in Verlegenheit war, brauchte man nur bei ihm anzuklopfen, und konnte dann sicher sein, in der nächsten Sitzung eine geistreiche Darstellung aus der ägyptischen Alterthumskunde aus seinem Munde zu hören. Wenn aber ein Anderer einen Vortrag hielt, so hörte er nicht bloß mit Interesse zu, sondern er bereitete sich auch sorgfältig auf das betreffende Thema vor, so daß er immer ein gediegenes Urtheil über das Gehörte zu geben im Stande war. Auch im schweizerischen Gymnasiallehrerverein, dessen Mitglied er war, zeichnete er sich durch seine Vorträge aus.

Im Mai 1871 wurde Bündel von einer Krankheit ergriffen, welche, Anfangs für unbedeutend gehalten, sich zu einer Auflösung der Nieren entwickelte, wodurch die Kräfte des Körpers innerhalb fünf Wochen vollständig aufgezehrt

*) In den altpharaonischen Grabkammern ist im Todtengericht vor Osiris eine Waage abgebildet. In der einen Waagschale befindet sich die Göttin der Gerechtigkeit, in der andern das Herz des Todten.

wurden. Zuerst nicht ahnend, daß ihm der Tod bevorstehe, faßte sich der Kranke bald, und erklärte sich zum Sterben bereit. In seinen Delirien träumte er von ägyptischen Gebeten zu Isis und Osiris *), in hellen Momenten verinnerlichte sich sein Geist zur christlichen Gottesanschauung. Mit wehmüthiger Freude nahm er von den Seinigen Abschied und im Glauben an seinen Erlöser erlag er seinen Leiden (am 9. Juni 1871).

Seine Leiche wurde von seinen Schülern, Kollegen und Freunden auf den Friedhof „zum Rosengarten“ begleitet. Am Grabe sangen die Realschüler ein Grablied, und Herr Pfarrer Rüetschi schildete in kurzen Zügen das Leben und Wirken des Verewigten **).

Bündel war ein Gelehrter im vollen Sinne des Wortes. Er kannte zwölf Sprachen. Außer seiner Muttersprache sprach und schrieb er geläufig französisch, englisch, lateinisch und griechisch; neugriechisch und italienisch sprach er, er kannte das Hebräische, Chaldäische und Syrische zur Genüge, das Aegyptische und Koptische gründlich. Man kann der Frage nicht ausweichen, woher es gekommen sein mag, daß von einem solchen Geiste der Welt in weitem Kreise nichts als eine Anzahl Monographien und Rezensionen nebst politischen Cor-

*) Seine Sympathie für Aegypten war so lebhaft, daß er sich auf sein Häuskäppchen in Hieroglyphenschrift den Spruch stiften ließ: „Der gute Gott gebe dir einen angenehmen Hauch auf dein Haupt, heute und bis an's Ende der Tage.“

***) Zur Zeit, da er seine Wirksamkeit in der Heimath für abgeschlossen hielt und sich ernsthaft mit dem Gedanken trug, sich im Ausland niederzulassen, verfaßte Bündel auf sich selbst folgende Grabchrift:

Ξεινή γῆ κατεχοίς με καὶ οὐκ ἀκούσα φυλαττοίς,
ἀνθρώποι γὰρ ἐμῆς ἐξέλαβαν με πατρός.

(Möchtest du, fremdes Land, mich gern annehmen und schützen,
Denn aus dem meinigen trieb mich der Menschen Gewalt.)

responzen zu Gute gekommen ist. Fast will es scheinen, als ob die Verweigerung der in Bern nachgesuchten *licentia concionandi* einen moralischen Druck auf ihn ausgeübt habe, der ihm die Freiheit der Bewegung mehr oder weniger lähmte, es ihm z. B. nicht gestattete, mit größeren schriftstellerischen Erzeugnissen in die Öffentlichkeit zu treten. Ob nicht vielleicht auch ein gewisser Mangel an Concentration, der sich bisweilen in seinen Vorträgen zeigte, dabei mitgewirkt hat, mag dahingestellt bleiben. Doch soll dabei nicht vergessen sein, daß er dem Drang, von seinem Wissensschatz an Andere abzugeben, immerhin nachzugeben suchte, sowie, daß seine Mittheilungen immer und überall ein äußerst anregendes Element in sich trugen, dessen Einfluß nicht verloren ging. Allem Pedantismus fern, zeichnete er sich durch seine ausgebreiteten Kenntnisse in fast allen Gebieten des Wissens und durch seine vielseitige Bildung aus, und beides mußte er in seinen Studien so zu verwerthen, daß selbständiges Schaffen, verbunden mit einer seltenen Fülle von Scharfsinn, Geist und Witz, mit dem edeln Trieb nach der Wahrheit bei ihm Hand in Hand ging. Dabei war er trotz seines enormen Wissens so bescheiden, daß er nie mit demselben prahlte, so dienstfertig, daß er immer und überall bereit war, Jedem, der ihn fragte, Auskunft zu geben, und so kindlich und demüthig in seiner Wißbegierde, daß er von Jedem, der etwas besser wußte als er, sich auch bereitwillig belehren ließ. Er besaß nicht bloß die Gabe des Redens, sondern auch die Gabe des Hörens in hohem Maße.

Was den Mittelpunkt seines scheinbar zersplitterten Lebens bildete, war sein Charakter. Real, gewissenhaft, allem Scheinwesen und aller Halbheit abhold und jeder Menschenfurcht fremd, aber jede tüchtige Leistung und jede Originalität gerecht beurtheilend, und streng gegen sich selbst, das war die

Signatur seiner Persönlichkeit. Nie brachte er es über sich, als Bewerber für ein Stipendium aufzutreten, weil er wußte, wie oft es Unwürdigen ertheilt wurde, und weil er sich lieber mit Wenigem behelfen als ein Armuthszeugniß unterschreiben wollte. Niemals suchte er den Doctorhut, weil ihn das dabei übliche Geldzahlen (das auf mancher Universität allein genügt) anwiderte.

Er konnte spitzig und ironisch sein, besonders wo er bei Andern auf Widersprüche stieß. Es war ihm unleidlich, wenn Einer die Fahne wechselte. Allein sobald er inne wurde, daß, wo er Charakterlosigkeit vermuthet hatte, Grundsätzlichkeit die Triebfeder des Handelns war, zögerte er keinen Augenblick, dem Betreffenden statt des Hohnes die gebührende Anerkennung auszusprechen.

Voll Geist und Talent, wie er war, gingen ihm seine schriftstellerischen Arbeiten stets leicht von der Hand. Aber so mühelos das Schreiben für ihn war, so schwer wurde ihm der Abschluß jeglicher Arbeit, weil mit demselben das volle Gewicht der Verantwortung ihm auf die Seele fiel.

Lebhaftes Gefühl für Freundschaft bewegte sein Gemüth. Namentlich mit seinem Bruder David (jetzt Pfarrer in Bischofszell) verband ihn das innigste Freundschaftsverhältniß bis zu seinem Tode. Zwar fehlte ihm in theologischen Dingen das sichere Urtheil. In Bezug auf die Bibel war er entweder kindlich gläubig am Buchstaben hängend, oder aber er trieb die Kritik auf die Spitze; die in sich feste, systematisch und religiös-philosophisch begründete Basis ging ihm ab, alles Systematische verwarf er als etwas Sekundäres, Gemachtes; gegen den prononcirten Amtsbegriff mißtrauisch, in Sachen der kirchlichen Gemeindefreiheit reservirt, war er, wie viele Gelehrte, grundsätzlich Skeptiker, Eklektiker. Was ihn religiös und sittlich aufrecht erhielt, war seine unbedingte

Ehrfurcht vor dem Heiligen, die großen Dimensionen, in denen ihm alles Sittliche, Geistige, Persönliche und Heilige erschien, und ein verborgener, außerordentlich zarter, feuscher, kindlicher Sinn. Darum wärmten sich die Brüder am gleichen Feuer. Beide verband die historische Anschauung und das philologische Studium und deren Anwendung auf Palästina und das Judenthum, beide fühlten sich durchdrungen von einem erhabenen Gottesdienst der Wissenschaft, erfreuten sich an ursprünglichen Gedanken, und beide waren geheiligt durch den Glauben an eine reale Gottesoffenbarung und durch die Liebe zum Wahren, Guten, Heiligen und Schönen. Zu seinen vertrauten Freunden gehörte ferner der gelehrte Aegyptologe Stadtrath Scheuchzer in Oberstraf. Besonders wohlthuend war ihm bis an sein Ende der Umgang mit Pfarrer Gros in Bern, sowie mit Melegari, früher Professor in Lausanne, jetzt italienischem Gesandten in der Schweiz. Auch seiner Freundschaft mit Hrn. Professor Roth in Basel, einem ausgezeichneten Manne, der viele treffliche philologische Verhandlungen schrieb, sei hier Erwähnung gethan.

In sozialer Beziehung war Bündel wohl am feinsten ausgebildet. Eine gewisse Feinheit der Fühlung, wie sie der Louis Philippe-Periode und den Schlegelschen Kreisen eigen war, zeichnete ihn aus. Seine Geschicklichkeit, mit interessanten Persönlichkeiten anzuknüpfen, war bewundernswürdig. Er hatte ein bedeutendes geselliges Talent. In seiner Persönlichkeit lag eine glückliche Mischung des germanischen und romanischen Elements. Jenes beurfundete sein gemüthvolles Wesen, dieses seine geistreiche witzige Ader. Trivialität war ihm fremd, er hatte etwas ächt Aristokratisches an sich, wie es seine Herkunft, und noch mehr seine Lebensführung mit sich brachte. Seine Resignation war eben so stark wie seine Nothleffe, und in der letzteren mußte er alle Bitterkeit zu

begraben. Bern war er immer dankbar, und für manches Schwere, was er daselbst zu tragen hatte, fühlte er sich immer wieder durch die Geradheit und Redlichkeit des Berner Charakters entschädigt. Seine nächsten Angehörigen aber wissen nicht genug zu sagen, wie schmerzlich sie seinen Umgang, seine Herzengüte, seinen reinen Sinn und das Anregende seines Wesens entbehren, ein Gefühl, welches alle seine Sinnes- und Geistesverwandten theilen. Auch er hatte zwar, wie jeder Sterbliche, seine Schwächen. Die Todtenwaage mag sie prüfen. Wir aber möchten, wie Napoleon I., nachdem er Göthe gesehen hatte, über dem Entschlafenen ausrufen:

Voilà un homme !

Noch im Frühjahr 1871 hatte Bündel seine Bereitwilligkeit, als Mitarbeiter des Berner Taschenbuchs aufzutreten, gegenüber dem Redaktor ausgesprochen. Der Tod machte es ihm unmöglich, seinen Vorsatz auszuführen. So mögen denn diese Zeilen davon Kunde geben, und als anspruchlose Blume auf seinem Grabe erblühen!

